

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen zog der Inspektor mit den Schnittern und Aufrasserinnen auf die Felder, und fast ohne Unterbrechung, von morgens bis abends, blinkten die scharfen Sensen durch das hohe Korn und legten den goldenen Segen auf die Stoppeln. Viele Tage ließ man es dörren, dann wurde es sofort durch die Maschine gejagt, die langsam den Schnittern nachrückte. Heißer brannte die Sonne auf das dürstende Land, das üppige Kartoffelkraut vergilbte und sank zusammen, nur noch der Acker und die Rüben, die sauber ausgezogen waren, erfreuten das Auge durch ihr Grün. Doch es glänzte nicht mehr, denn der Tau der Nacht war nicht stark genug, den Staub von den Blättern zu waschen.

August Knorrek gab als Erntetränk kalten Kaffee. Das war eine langjährige Praxis, mit der er immer gute Erfolge erzielt hatte. Doch die polnischen Arbeiter ließen sich das nicht lange gefallen und machten Revolution. Der Maschinist der Lokomobile, der organisiert und sehr zielbewußt war, hegte außerdem. Und eines Mittags, als wieder die große Milchtaube mit dem kalten Kaffee kam, es war unten beim Vorwerk Niederbrighlawe, gossen sie das verhasste Getränk weg und legten die Arbeit nieder. Thomas Hauschild, der sie zu beaufsichtigen hatte, war gegen die Empörer machtlos. Sie verlangten ihren Schnaps, wie sie es in der Ernte überall gewohnt waren. Daniel Zuppada machte den Anführer, weil er am besten deutsch sprechen konnte. Thomas Hauschild warf sich aufs Pferd und sprengte zu August Knorrek nach Brighlawe, der hinter dem Gut bei der Dreschmaschine stand und die Säcke zählte. Sofort schwang sich der Inspektor in den Sattel, preschte nach dem Vorwerk hinunter und unterdrückte mit kräftiger Hand die Revolution, indem er Daniel Zuppada ein paar hinter die langen Köpfe gab, daß ihm grün und blau vor den Augen wurde. Der war auch der erste, der die Sense wieder hob. Mit Panje Inspektor war nicht zu spaßen! Der hatte eine schwere Hand! August Knorrek blieb bei den Aufrählern bis zum Feierabend. Dann verlas er ihnen noch einmal gründlich den Text, drohte mit dem Gendarm, und der Friede war gesichert. Doch der Maschinist erfuhr davon und brachte Daniel Zuppada dazu, daß er zum Baron ging und sich über den Inspektor beklagte.

Fritz von Winkelberg saß mit Malvine auf der Terrasse und genoß den kühlen Frieden des Sommerabends und das Glück, sein liebes Weib gefunden zu sehen. Da trat Daniel Zuppada näher und drehte die Mühe.

„Was willst du?“ fragte der Baron freundlich.

„Panje Baron!“ drückte Daniel Zuppada und ließ seine

Mühe wie einen Kreislauf tanzen. „Panje Inspektor hat mich gehauen ins Genick. Muß ich Panje Inspektor verflagen.“

„Weshalb hat er dich geschlagen?“ forschte Fritz von Winkelberg und erhob sich. „Du bist faul gewesen?“

„Er will uns keinen Schnaps geben, der Panje Inspektor. Wir können nicht arbeiten ohne Schnaps. Wir sollen trinken Kaffee, aber der gibt keine Kräfte.“

„Es ist gut!“ entschied der Baron, und Daniel Zuppada's Mühe kam plötzlich zum Stillstand. „Geh zum Herrn Inspektor und sag ihm, er möchte herkommen, wenn er Zeit hat!“

Grinsend schob sich Daniel Zuppada von der Terrasse. Malvine, von der Szene unangenehm berührt, ließ sich von ihrem Gatten ins Zimmer geleiten.

„Panje Inspektor soll sofort kommen zum Panje Baron!“ rief Daniel Zuppada in den Hausflur hinein. Dann machte er schleunigst kehrt, denn er fürchtete sich vor der starken Hand.

August Knorrek stand drei Minuten später vor dem Baron.

„Daniel Zuppada hat über Sie Beschwerde geführt,“ sprach er und trat näher. „Warum wollen Sie den Leuten keinen Schnaps geben?“

„Er macht sie schlapp!“ erwiderte August Knorrek, und in seinem Innern lochte es vor Zorn über Daniel Zuppada's Frechheit.

„Aber die Leute sind es einmal gewohnt!“

„Befehlen der Herr Baron, daß die Leute Schnaps kriegen!“ fragte August Knorrek gekränkt.

„Nein, nein!“ rief Fritz von Winkelberg schnell. „Sie mißverstehen mich schon wieder. Ich möchte Ihnen nur meine Bedenken mitteilen. Wenn der Zuppada nun zum Stadl läuft?“

„Dann bezahl ich fünf Mark Strafe!“ versetzte der Inspektor ruhig.

„Aber so kann es doch nicht weiter gehen?“

„Wenn die Leute Schnaps kriegen, dann ist meine ganze Autorität zum Teufel!“ sprach August Knorrek fest. „Wenn der Herr Baron darauf bestehen, dann müssen der Herr Baron sich nach einem andern Inspektor umsehen.“

„Knorrek!“ rief Fritz von Winkelberg verblüfft. „Sie werfen mir den Kram vor die Füße? Jetzt in der Ernte!“

„Der Herr Baron zwingen mich dazu.“

„Also eine Kraftprobe!“ lächelte Fritz von Winkelberg. „Ich gebe nach. Sie haben wieder einmal gefiegt!“

August Knorrek machte eine Bewegung.

„Aber es wird sich hoffentlich ein Mittelweg finden lassen!“ fuhr der Baron fort. „Sie müssen diese ärgerliche Angelegenheit aus der Welt schaffen, ohne daß Ihre Autorität darunter leidet. Diese Leute sind nun einmal mit dem Fasel großgezogen und können ihn nicht mehr entbehren. Wohlgemerkt, das sind nur Vorschläge, die ich Ihnen mache! Wenn Sie der Meinung sind, daß der Schnaps die Leute erschläft, dann verdünnen Sie ihn doch bis zur Un-

Schäblichkeit. Oder geben Sie das Geföß am Feierabend. Jedenfalls möchte ich nicht, daß sich solche Vergerlichkeiten wiederholen, schon in Ihrem Interesse nicht."

Und August Knorrek betrat den goldenen Mittelweg. Die Polen bekamen ihren geliebten Schnaps, aber erst nach Feierabend und bis an die Grenze der Verdünnungsfähigkeit verwässert, und labten sich tagsüber an dem kalten Kaffee, den sie nicht mehr weggossen. Seitdem war Friede, bis die Ernte zu Ende war. Der Maschinist wurde abgelohnt, die Erntearbeiter abgeschoben, und August Knorrek setzte sich vor die Bücher. Einundzwanzig Prozent rechnete er heraus. Jetzt hing's von den Juterrüben ab, ob die dreißig voll wurden.

Fritz von Winkelberg ließ sich nach der Schnapsrevolution öfters auf den Feldern sehen, und Daniel Zuppach zog jedesmal schon von weiter Ferne die Mähe. Bei dem Inspektor hatte er ausgepielt. Und wenn er auch noch so fleißig war, August Knorrek hätte diesen heimtückischen Denunzianten am liebsten gleich mit den Erntearbeitern abgeschoben, wenn sein Kontrakt nicht auf ein ganzes Jahr gelaute hätte.

Auch die Bauern hatten endlich ihr Getreide geborgen, und nun wurde das Erntefest gefeiert. Knechte und Mägde zogen im Sonntagstaat, mit der Musik voran, durchs Dorf. Hinter den Musikanten trugen zwei Mägde in weitabstehenden, steifgestärkten Röden den Weizenkranz, ein bienenkorbförmiges Gebinde aus Stroh mit bunten Bändern und Schleifen verziert. So hielt der Zug vor dem Herrenhause. Sie ließen den Herrn Baron hochleben, den Herrn Inspektor daneben und rüdten sofort ins Kreissham ab, wo ihnen Fritz von Winkelberg nach altem Brauche ein Faß Bier und ein paar Steinkrüge des geliebten Schnapses auflegen ließ.

Dann wurde bis tief in die Nacht hinein getanzt, gejuchzt und gezecht. Daniel Zuppach war der beste Tänzer, nur konnte er seine Kunst nicht so zeigen, weil die Gaststube gedrängt voll war. Die tanzenden Paare drückten sich nur mit Mühe in dem dichten Gewühl aneinander vorbei. Vom Brummbaß hörte man nichts, auch die Trompete richtete wenig aus, nur die Klarinette überkreischte zuweilen den Lärm. Doch das tat dem Vergnügen keinen Abbruch. Pelagia Dubin, die einzige Tochter des Pfarrguthpächters, der alt und sittrig am Ofen saß und sich den Freischnaps schmecken ließ, eine dralle, schwarzhaarige Dorfschönheit mit dunklen Augen und breiten Hüften, war die begehrteste Tänzerin. Sie erbte einmal einen Bagen Geld und wehete sich nicht, wenn sie im Dunkeln geküßt wurde. Denn es war so heiß in der Stube, daß sie nach jedem Tanz draußen Kühlung suchen mußte. Daniel Zuppach war fortwährend hinter ihr her, doch sie kümmerte sich nicht viel um ihn. Hier hatte sie bessere und reichere Bewerber als den armen Kutscher vom Dominium, mit dem sie nur eben vorlieb nahm, wenn kein anderer da war.

Der alte Abraham erschien gleich am nächsten Tage, bot gute Preise, um Bartenstein und Levisohn, die sich schon auf die Ernte gefreut hatten, endgültig auszustechen und versprach August Knorrek zum Oktober deutsche Dienstleute heranzuschaffen. Da ließen die Kontrakte der Polen ab.

Fürchtegott Fritscher war der einzige im Dorf, der eine schlechte Ernte gemacht hatte. Die Gläubiger drängten ihn härter als jemals, und dreimal kam der Gerichtsvollzieher. Aber er fand nichts Pändbares. Fürchtegott Fritscher war reif für den biden Friedländer. Doch der war tot. Dafür erschien eines Tages Gottlieb, sein Geschäftsfreund, und versprach, Fürchtegott Fritscher zu helfen. Er bekam bar Geld in die Finger, unterschrieb ein Papierchen und hatte vorderhand Ruhe. Seine Mutter kam wieder etwas auf die Beine, versorgte das Vieh, und Fürchtegott Fritscher bekam wieder neuen Lebensmut. Er scharrte seine Kartoffeln aus der Erde, sädte das Stalldach und die Scheunenwand und tat ein paar Wochen so, als wenn er ein neuer Mensch werden möchte. Doch es dauerte nicht lange. Als sich die alte Mutter wieder hinlegte, war's mit seiner Kraft zu Ende, das alte Elend schlug über ihm zusammen, und er lag bald wie zuvor, tagein, tagaus, hinter der tröstenden Flasche.

Der alte Abraham, der seine Augen überall hatte und sich selter ein gutes Geschäftchen entgehen ließ, der besonders Briklawe als seine Domäne betrachtete, hatte bald erfahren, daß Fürchtegott Fritscher dem schosken Gottlieb, dem Got, ein schlimmes Papierchen unterschrieben hatte, und wußte sofort, welches Schicksal ihm und seinem Gütchen bevorstand. Zuerst besprach er die Sache mit dem Inspektor, der ihn mit

zum Baron nahm, denn der zwölf Morgen große Rübenfeld, der mitten durch den Domanialader schnitt, stand in Frage.

"Herr Baron!" rief der alte Abraham. "Sie müssen kaufen. Sie dürfen nicht erlauben, daß sich ein anderer dahineinfest. Oder das Gütchen wird in kleine Stücke zerwiselt. Das ist noch schlimmer. Denn der Gottlieb ist schlimmer als zehn von unsere Leut. Er macht Krawattel. Nächsten Herbst legt er den Fritscher auf die Straße. Er hat ihn in der Hand. Kaufen Sie! Dann mag er sehen, wie er zu seinem Gelde kommt."

"Kaufen?" lächelte Fritz von Winkelberg und sah seinen Inspektor an.

"Sie brauchen kein Geld!" fuhr der alte Abraham eifrig fort. "Das Gütchen kriegen Sie ohne Geld. Sie übernehmen bloß die Verbindlichkeiten. Das kostet nichts, bloß die Zinsen!"

Der Baron sah wieder seinen Inspektor an und wartete.

"Die Gelegenheit ist günstig!" gab August Knorrek zu. "Aber ich glaube nicht, daß er verkaufen wird. Was soll aus dem Mann werden?"

"Nu," machte der alte Abraham und zudte mit den Achseln. "Seine Sorge!"

"Wir können ja den Versuch machen!" entschied der Baron nach kurzem Ueberlegen. "Holen Sie mir den Mann her."

Am nächsten Morgen kam Fürchtegott Fritscher aufs Schloß. Er hatte sich schon den nötigen Mut getrunken, und seine Augen blickten starr.

"Herr Fritscher!" begann Fritz von Winkelberg und hieß ihn sitzen. "Ich weiß, daß es Ihnen schlecht geht, und möchte Ihnen helfen. Ich werde Ihr Gut übernehmen. Sie bekommen ein paar Pfennige in die Hand und brauchen sich nicht mehr mit den Interessen zu plagen."

Fürchtegott Fritscher sperrte den Mund auf, er konnte sich das nicht zusammenreimen. Der Baron wollte ihm helfen? Sein Blick wurde unster.

"Sie verstehen mich wohl nicht?" fragte Fritz von Winkelberg. "Ich möchte Ihr Gut kaufen?"

"Kaufen?" stotterte Fürchtegott Fritscher. "Ich verkauf's nicht!"

"Es wird Ihnen aber nichts übrig bleiben!" sprach der Baron. "Ueberlegen Sie sich's genau. Heute können Sie noch ein paar hundert Mark Bargeld heraus schlagen, übers Jahr —"

"Ich kann doch nicht Hofelnecht werden!" rief Fürchtegott Fritscher mit dem beleidigten Stoß des freien Bauern.

"Das verlangt ja niemand von Ihnen!" begütigte ihn Fritz von Winkelberg. "Sie gehen dann nach Sulitsch und suchen sich eine passende Beschäftigung."

"In die Stadt!" schrie Fürchtegott Fritscher und wurde plötzlich wild. "Ich soll in die Stadt ziehen? Nu, daraus wird nichts! Ich bleib hier in Briklawe. Ich geh nicht weg. Um keinen Preis."

"Beruhigen Sie sich doch!" sprach der Baron. "Ich habe ja nur gefragt."

"Das kennt man!" rief Fürchtegott Fritscher böse.

"Wenn die großen Herrn was fragen, dann wissen sie schon warum. Sie sind auch einer von den großen Herrn, die die kleinen Leute auffressen. Aber das könnt mir passen! Da kennen Sie den Fürchtegott Fritscher schlecht. Ich laß mich nicht auffressen. Ich verkaufe nicht, auch keine Quadratrute. Was mein ist, das bleibt mein! Da kommt mir kein Baron drüber und kein Graf, und der Kaiser nicht."

Er brüllte zuletzt, daß seine Stimme überschnappte. In diesem Augenblick trat die Baronin ins Zimmer. Fürchtegott Fritscher machte kehrt, schlug die Tür hinter sich zu, daß es krachte, und polterte die Treppe hinunter.

"Was wollte er?" fragte Malvine erschreckt.

"Nichts!" beruhigte sie der Baron, und zog sie an sich. "Ich wollte etwas von ihm, und er hat sich gewehrt."

"Ich habe Angst um dich!" küßte sie.

"Sei ohne Sorge!" lachte er sicher. "Der tut keiner Fliege ein Leid! Nächstes Jahr wird er bitten kommen."

Fürchtegott Fritscher aber setzte sich bei Franz Wiegelt hinter die Flasche und trank bis Mitternacht. Dann begann er zu toben und um sich zu schlagen, zerbrach Flaschen und Gläser, zerstückte drei Fensterscheiben und vollführte einen solchen Lärm, daß ihn Franz Wiegelt, dessen bester Gast er war, an die Duff setzen mußte. Der Nachtwächter brachte ihn nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Vor hundert Jahren: Kriegslasten der Stadt Gießen im Jahre 1815.

(Nach alten Bürgermeistereirechnungen.)

Von Dr. S. Bergér, Gießen.

Am 1. November 1814 war die diplomatische Welt Europas in Wien zusammengetreten, um über die künftige Gestalt des Reichs zu beraten. Zunächst standen territoriale Fragen auf der Tagesordnung. Preußens Forderung, daß es für seine Opfer in den Befreiungskriegen durch Sachsen entschädigt werde, stieß auf Widerstand. Am 3. Januar 1815 schlossen Oesterreich, England und Frankreich ein Bündnis, um die preussische „Begehrlichkeit“ abzuwehren. Es drohte ein europäischer Krieg.

Unter diesen Umständen wird es verständlich, wie im Januar 1815 wieder Truppenbewegungen stattfinden konnten, zu einer Zeit, da in Frankreich Ruhe herrschte. In Gießen wurden wieder im Januar und Februar beim Quartieramt fortwährend Fuhrwerke für durchziehendes Militär verlangt. Munition und Effekten werden verladen und müssen weiter befördert werden. Napoleons Erscheinen in Frankreich am 1. März 1815 einigte die Streitenden in Wien. Man beschließt, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der Störer des europäischen Friedens für immer unschädlich gemacht sei. Bald waren die verbündeten Heere wieder schlagfertig, um nach Frankreich zu marschieren.

Während des ganzen Monats April machten sich die Truppenbewegungen nach dem Westen hin in Gießen und Umgegend wieder recht fühlbar. Die Gießener Bürger J. B. Rahn, J. B. Müller, J. B. Vogt, Georg Weidig werden beständig herangezogen, um mit 5, 3 und 2 Pferden Kriegsfuhren nach Weilburg zu leisten. Die Fuhr wurde mit 7 fl. 30 Krz. (12,86 Mk.) aus der Stadtkasse vergütet. Am 7., 9., 11. und 12. April werden Köbgen, Heudelheim, Kobheim, Kleinlinben, abwechselnd mit kurhessischer Artillerie und sächsischer Infanterie belegt. Ihnen folgten vom 15.—30. April preussische Infanterie, Husaren und Dragoner, die hauptsächlich in den Ortschaften des Kreises Bezlar untergebracht wurden. Vom 1. bis 29. Mai hatten wieder dieselben Orte wie auch die nächste Umgebung von Gießen Sachsen, Kurhessen und sächsische Truppen aufzunehmen. Die Beschlagnahmen durch Einquartierungen setzen sich für unsere Umgegend durch das ganze Jahr 1815 fort.

Im Juni lassen die Truppendurchmärsche etwas nach; dagegen mehren sich die Lieferungslasten. So erhält am 17. Juni B. Seibert zu Wiesel aus der Stadtkasse ausbezahlt als 1. Ziel; 871 fl. für Lieferung von 443 Mäntel Hafer in das hiesige Magazin. Im Juli legen die Truppenbewegungen wieder umso stärker ein und halten an bis Ende August. Alle möglichen Truppenkontingente zieht unsere Gegend: Anhaltiner, Gothaer, Walbeder, Kurhessen, Königl. Sachsen, Preußen und Russen. September und Oktober verließen etwas ruhiger; die Vorbereitungen zum Abschlusse des Friedens mit Frankreich waren im Gange. Umsonst mehr Beschlagnahmen brachte der Monat November. Während dieses Monats vergeht kein Tag, an dem nicht aus Frankreich zurückkehrende Truppen eintreffen. Diesmal waren es die an den Heerstraßen: Marxburg-Kassel und Grünberg-Fulda gelegenen Ortschaften, die Einquartierungslasten zu tragen hatten. Das Drucken der Einquartierungslisten für die Stadt Gießen erforderte während der Monate Juni, August, Oktober und November allein eine Ausgabe von 16 fl. 20 Krz. Erst am 19. Dezember 1815 waren die Durchmärsche fremder Truppen durch unsere Gegend beendet. In der Stadt lagen noch frange Soldaten bis in das Jahr 1816 hinein. J. B. Müller, der „Dirchwirt“ am Seltersweg, erhält 115 fl. für „Einräumen eines Saales für frange Krieger bis Ende Dezember 1815“.

Am 30. Juli werden aus der Stadtkasse als Schadenersatz 118 fl. bezahlt an die „Besitzer der Triebviertel, auf welchem die Hüthen zum Königlich-Preussischen Laboratorium (Pulverfabrik) erbaut gewesen“. Die russische Einquartierung war am unbeliebtesten. Sie stellte unmäßige Anforderung an ihre Quartierwirte, namentlich in Bezug auf die Lieferung von Branntwein. Wurde ihrem Begehren nicht sofort stattgegeben, so wurde im Quartier alles zusammengeschlagen. So wurde am 24. August der Frau Dieg Witwe eine Entschädigung gewährt, um den Ofen zu setzen, den „die russischen Soldaten abgerissen hatten“. Bei derselben Quartierwirtin werden städtischerseits „4 Tafeln Fenster eingeseht, die die russischen Soldaten zer schlagen haben“. Nicht unbedeutend waren die Entschädigungssummen, die die Stadtkasse zu zahlen hatte an die Gießener Fuhrwerksbesitzer, die bei den Kriegsfahrten Wagen und Gespanne eingekauft hatten. In der Regel wurde nur ein Drittel des geschätzten Wertes vergütet. So wurden bezahlt: „247 fl. 15 alb. an C. Schwan „zum Schwänen“ für 2 Pferde und Geschirr, die auf der Kriegsvorspann weggenommen. Denselben 37 fl. 15 alb. für einen von den Rosalen weggenommenen Wagen. — 61 fl. 7 alb. 4 Pfg. an Justus Müller „im Löwen“, Vergütung für ein weggenommenes Pferd. — 181 fl. 15 alb. an Andreas Vampus im „Stern“ für 2 auf der Kriegsfahrt weggenommene Pferde. — 75 fl. an denselben für einen bei einem russischen Zwiebackstransport weggenommenen Wagen. — 54 fl. für 1 Pferd, welches den Dunterschen Kindern auf der Kriegsvorspann weggenommen. — 573 fl. dem Ratschöffen Cripp für

2 Pferde, Wagen und Geschirr, auf der Vorspann weggenommen. — 291 fl. an Markus Flett für 2 im russischen Feldzug 1813 (soll wohl heißen beim Durchmarsch der Russen 1813) verlorene Pferde und Wagen. — 173 fl. an Balthasar Vogt für 1 Pferd, welches auf der Vorspann weggenommen worden. — 132 fl. G. Melchior Weidig für 1 Pferd, das auf der Vorspann weggenommen. — 463 fl. an Joh. Chr. Frensch im „Rappen“ für 2 auf dem Vorspann weggenommene Pferde mit Sattel und Geschirr. — 183 fl. an Anton Schäfer für 2 Pferde. — 49 fl. an Magnus Schäfer für 1 Pferd. — 396 fl. an den Bürger und Eisenrämer Markus Flett für die bei Friedberg entkommenen 4 Pferde mit Wagen und Geschirr.“ Die Verluste rührten zum Teil auch aus dem Vorjahre her.

Auch während des Jahres 1815 bestand die Bürger-Landwehr, die ihre Uebungen auf dem „Trieb“ abhielt. 25 fl. 26 alb. erhielt der Inspektor des Landwehrbataillons von Grolmann „für ausgelegte Kosten“. Die Anschaffung von 5 neuen Trommeln für die Landwehr erforderte eine Ausgabe von 80 fl., die die Stadtkasse trug. Im ganzen wurden im Jahre 1815 aus der Stadtkasse verausgabt: für Kriegsbestellungen und Lieferungen: 7826 fl. 10 alb. 1 Pfg., für Kriegsfahrten 1771 fl. 15 alb. 4 Pfg., für Landwehrkosten 200 fl., insgesamt: 9797 fl. 25 alb. 5 Pfg., nach damaligem Geldwert etwa 50000 Mark. Die Einquartierungslasten hatten die Bürger ohne Vergütung zu tragen. Dazu kamen noch die Kriegsschulden aus den vergangenen Jahren, so aus 1814 allein 55000 Mark, bezw. 160000 Mark.

Wenn auch im gegenwärtigen Weltkrieg die Opfer und Anforderungen an Staat, Gemeinden und einzelne Bürger schon recht drückend empfunden wurden, so möge man sich dabei vorhalten, was unsere Voreltern während einer Kriegsperiode von 1796 bis 1815, da die wirtschaftlichen Verhältnisse noch viel schwieriger wie heute lagen, zu ertragen hatten. Ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart wird dem gegenwärtigen Geschlecht lehrreich sein.

Vermischtes.

* Der Donner der Riesenschmörcher und seine Rätsel. Die Beschleung der Forts von Antwerpen durch die deutschen 42-Zentimeter-Mörser vom 28. September bis 9. Oktober 1914 hatte eine gewaltige Erschütterung des Luftmeeres zur Folge, nicht nur im engeren Bereich des Operationsgebietes, sondern auch weit darüber hinaus im nördlichen Holland und westlichen Deutschland. Durch die im neuesten Heft der „Meteorologischen Zeitschrift“ niedergelegten Beobachtungen des Kgl. Niederl. meteorolog. Instituts zu De Bilt und anderweitig gewonnenes Material ist es ermöglicht, die ganz erstaunliche Hörweite dieses Mörserdonners ziffernmäßig genau anzugeben: ihre äußersten Punkte liegen etwa in einer Entfernung von 225 bis 230 Kilometer Luftlinie. Aber es sind dabei höchst merkwürdige Einzelheiten zum Teil noch unerklärt. So unterscheidet man bis auf eine Entfernung von etwa 100 Kilometer das innere Schallgebiet, dem sich eine etwa 80 Km. breite (den Abstand etwa Rotterdam—Amsterdam) „Zone des Schweigens“ anschließt, in der nichts von den kolossalen Detonationen vernommen wurde, während dann bis 230 Kilometer ein äußeres Schallgebiet den Abschluß bildet. Und gerade an der inneren Grenze des äußeren Schallgebietes, also in rund 160 bis 170 Kilometer Entfernung, war die „Intensität des Kanonendonners besonders heftig“: da ist von einem „gewitterartigen, dumpfen Grollen“, von „einem Gefühl, daß der Erdboden unter uns erzitterte“, von klirrenden Fensterscheiben und etwas wie Wildenjägerächten die Rede. Besonders rätselhaft, aber auch ebenso wichtig ist die „Zone des Schweigens“, von deren Existenz man früher verhängnisvoller Weise lange keine Ahnung hatte. Mehrfach haben 1805 und 1870 Armeekorpsführer die Weisung erhalten, gegebenenfalls auf den Kanonendonner hin loszumarschieren und in die Schlacht einzugreifen — und sie blieben aus und niemand glaubte ihnen, als sie kein Geschützfeuer gehört haben wollten. In der Schlacht bei Spichern hätte nach Moltkes Darstellung z. B. ein Eingreifen der aus dem Anmarsch befindlichen 13. Division das ganze Gefecht früh und schnell beenden können. Aber sie kam nicht. Im dortigen Waldgelände soll Geschützfeuer nicht hörbar gewesen sein, man hielt den Kampf für beendet und die Division bezog Stivald* . . . man sieht in der klassisch-ruhigen Erzählung Moltkes den leisen steifischen Unterton hinsichtlich des „Nicht-Gehört-Habens“ durchklingen. Rein Mensch wußte eben 1800 und 1870, von früher ganz abgesehen, etwas von der rätselhaften Zone des Schweigens. Sie hat unter anderem, worauf Dr. Dör in der erwähnten Zeitschrift hinweist, Friedrichs des Großen Sieg bei Miesitz am 16. August 1760 ermöglicht, denn die österreichische Hauptmacht bestand sich gerade in diesem Bereich der Stille, hörte nichts und griff nicht ein, während weit entfernte Detachements den Schlachtendonner sehr wohl vernahmen und anmarschierten. Nach allem läßt sich über das Problem des Kanonendonners zusammenfassend sagen: „Dem Kanonendonner kommt als Angriffs- und Richtungszeichen eine außerordentlich hohe Bedeutung zu: seine Hörbarkeit beeinflusst Feldherren und Unterführer in ihren Schlüssen und Entschlüssen — allein seine Wahrnehmbarkeit kann durch Einflüsse geographischer und meteorologischer Natur bis zur völligen Unterdrückung unterbunden werden, obwohl oft nur verhältnismäßig geringe Entfernungen (bis zu 30—40 Kilometer) in Betracht kommen; demnach ist mit Bestimmtheit auf das Hörbarwerden

des Geschützlers an allen Orten und zu jeder Zeit nicht zu rechnen." Es sind also recht wichtige Beobachtungen, zu denen der Wächterdommer von Antwerpen Anlaß gegeben, und die Strategie des Weltkrieges wird ebenso damit rechnen müssen, wie die Fülle der artilleristischen Operationen neues Forschungsmaterial zu den interessantesten Problemen dieser Kunst des Schlachtenliebes liefern wird.

* Ueber den Geist des Schützengrabens spricht das "Allgemeine Handelsblatt" in einem bemerkenswerten Aufsatz. "Der Streit, daß und ob die aus den Tagen vor dem Krieg seien bei den neuen Höhlenbewohnern verschwunden. Wenn wieder Friede ist, werden diese Kämpfer sich verwundert erinnern an die frühere Unzufriedenheit über kleine Nichtigkeiten. Ein neuer Begriff Liebe für ein gemeinschaftliches Ideal, sei geprägt worden. Schulter an Schulter haben sie gelebt, gelitten und gekämpft in dem Schützengraben mit Genossen, Todesgefahr haben sie geteilt, gegenseitig haben sie Kraft und Mut keimen und schägen gelernt, sich die Wunden verbunden und Seite an Seite das Leben gegestert. . . Mächtige, fremde Gelege lehrt der Schützengraben. Als sich dem Soldaten der Charakter des Waffenbruders offenbarte, schwand der Klassenhaß, der die beiden in der bürgerlichen Gesellschaft trennte. Taten von auferstehender Treue zogen von Kameradschaft, die Härter ist als Tod. Aristokrat und Messerschleifer haben ein Stroblager geteilt, haben sich die Arme um den Hals geschlungen, um die Wärme in dem verwundeten Körper zu halten, wenn sie in kalten Nächten unter den Sternen sterben sollten, während Männer mit Tragbahnen sie suchten. . . Das Ergreifendste an diesem gemeinsamen Leiden und Streiten im dunkeln Graben sei die Disziplin; nicht die eiserne Disziplin, die nur durch Zwang, durch Strafe, Drohungen, harte Worte und Furcht erreicht wird, sondern die Disziplin, die wahr ist und edel und die Folge gegenseitigen Vertrauens, in Offizieren und in sich selbst. Disziplin ist ein Zustand von völligem Vertrauen auf die Kameraden," sagt Darwin. Diese Disziplin ist eine stillliche Kraft. Sie überwindet den Instinkt, der sich vor dem Tod fürchtet. Auch daß vermag dies allerdings. Aber das Gift des Hoffes verliert bald seine wirkende Kraft. Dann zeigt die Disziplin, die zusammenfügt, ihre größere Macht. Moltkes Wort: "Eine Kriegsmacht ohne Disziplin ist ebenso lächerlich wie teuer" bleibt wahr. Der Geist des Schützengrabens lehrt die Zaubermacht der Disziplin. Die Macht heißt Vertrauen auf Kameraden, Vertrauen auf Führer. Der Gehaltsgehalt wird geboren, der aus einzelnen Streikern eine Pfalz macht. Mächtige dieser Geist des Schützengrabens sich auch stark und groß bewähren in unserm Vaterland!"

* Der Flieger als Robinson Crusoe. Dem schwedischen Flieger Dahlbeck ist kürzlich ein eigenkümliches Abenteuer widerfahren. Er stieg von Dalarö auf, um nach Karlskrona zu fliegen, mußte jedoch nach einigen Stunden wegen Motorschadens mitten in dem Schärenhöfen von Ostgotland niedergehen. Die Maschine fiel aus Wasser, und der Flieger mußte mit seinem Begleiter 5 bis 6 Stunden schwimmen, bis es ihm glückte, an der kleinen Insel Kobben vor Daröna zu landen. Da waren die beiden nun insoweit auf dem Trocknen, aber sie befanden sich auf den einsamen Felsen so ungeheür in der Lage von Robinson Crusoe. Um mit der Nahrungswelt in Verbindung zu treten, zündeten sie Feuer an, gaben Mochschüsse ab und hielten alles, was sie von weitem Zeuge nur irgendwie zur Hand bekommen konnten. Es war aber alles vergebens. Glücklicherweise war das Wetter günstig und warm, und Munitionsvorrat hatten sie auch noch, wenn auch nicht gerade überreichlich. So mußten sie die Nacht durchhalten; am nächsten Morgen aber erschien ein Torpedoboot, das sie an Land führte. Das Ausbleiben der Flieger hatte bereits Veranlassung erregt und man hatte das Boot auf die Suche nach den beiden Verschlagenen ausgesandt.

* Die amtliche Prophezeiung. Eine kleine Pariser Szene, die immerhin die wahre Stimmung der Pariser Bevölkerung schärfer erkennen läßt als die hochlärmenden Leitartikel der Blätter, hat ein Mitarbeiter des "Gaulois" beobachtet. Ein alter Beamter des Ministeriums, der in dieser Hinsicht ein hohes Ansehen bei seinen Nachbarn genöß, wird jeden Tag, wenn er aus dem Amt zurückkehrt, von allen mit der Frage bedrängt: "Sagen Sie uns nur, wann wird dieser Krieg zu Ende gehen? Jetzt muß es doch gehen, wo Italien auf unserer Seite ist? Die Regierung muß es doch wissen!" Schließlich wußte der alte Herr sich nicht mehr zu helfen, und so sagte er auf gut Glück: "Freuen Sie sich, meine Damen: der Krieg ist am 18. September zu Ende!" Allgemeine Begeisterung. Die Damen umarmen sich. Mitten in dem Lärm hört man plötzlich eine jugendliche Stimme in ein Haus hineinrufen: "Weinen Sie nicht mehr, Mutter Antolue (die arme Alte hat einen Sohn und zwei Enkel an der Front), der Krieg ist am 18. September aus. Das ist eine amtliche Meldung!"

Büchertisch.

— Gedanken zur Kriegszeit von Hans von Wolzogen. (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.) Die Schrift umfaßt 21 Aufsätze, die der Verfasser seit Kriegsbeginn in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte. Bei aller Mannigfaltigkeit der sichtlich durch den Krieg veranlaßten Betrachtungen auf sittlichem, sozialem und künstlerischem Gebiete durchziehen das Ganze gewisse Leitgedanken, die sich etwa in den Doppelbegriff "Ideale und Pflichten" zusammenfassen lassen.

— Kunstwart. Erstes Juniheft. (Kriegsausgabe zum halben Preis. Vierteljährlich 2,25 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Größere Aufsätze: Wilhelm Stöpel, Kriegerheimstätten. Erich Vogeler, Kriegsbilder. Alfred D. Fried, Zur Friedensbewegung. Edwin Stein, Die Kriegsfürsorge der Städte. Gustav H. Steffen, Die britische Politik und der Weltkrieg. Aus der Rundschau: Avenarius, Auch Italien? Karl Lamprecht, Prinz Jahn, "Ja nach dem Kriege —". Bonus, Zu Tantes Geburtstag, italienischen Zeitungsleuten gewidmet, Wolfgang Schumann, Vom neuen Geist und vom alten. Hermann Häfner, Krieg und Kinematographie. D. G. Löffing, Die Stimmung in Amerika usw. Bilderkatalog: Bernhard Winter, Sprung auf — marsch, marsch! Teil Antonia, Polzhüte des Generals Biffing. Notenblätter: Joh. Adolf Hoffe, Aus einem Blütenkonzert, Maviereübertragung.

— 1914. Ein Tagebuch. Das neueste Heft von Professor Eduard Engelke im Erscheinen begriffenem, schnell allgemein bekannt gewordenem kriegsgeschichtlichen Werk "1914. Ein Tagebuch" (George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg) enthält folgende bemerkenswerte Ausführungen: Die Erörterungen darüber, ob man gegen unsere Feinde, gegen alle oder doch einen, daß empfinden und ansprechen dürfe, gehen in der Presse hin und her. Ich halte sie für unrichtig, so lange man sich nicht klar geworden, was man unter daß verstehen will. Wiederholt habe ich ausgesprochen, daß weder unsere Feinde im Felde, noch wir Zuhausegebliebene den ausländisch kämpfenden Feind hassen. Wo ich von der Berechtigung, ja von der stillen Pflicht des Hasses gegen einen Feind gesprochen habe, da war es der Haß gegen das Böse, das Teuflische des Feindes, und dieses Hasses braucht keiner sich zu schämen. Wer z. B. vom Hass gegen das französische Volk spricht, der will damit nicht sagen, daß er, ausgerollt mit der Macht dazu, das ganze französische Volk auszurotten möchte; sondern sein Gefühl ist das allernötigste: daß der tiefen inneren Abkehr gegen eine große, mannigfaltig zusammengelegte Einheit, in der sich nicht vereinigt, sondern so massenhaft und so regelmäßig bestimmte böse, ja teuflische Züge gezeigt haben, daß man nicht von Ausnahmen, sondern von tiefen Grundtendenzen, dauernden, ungerührbaren Wesenstrieben sprechen darf. Seine Grausamkeit gegen Wehrlose, gegen Frauen, Kinder, Greise, Gebländete, Vermundete ist einer der nicht erst in diesem Kriege offenbarten Grundzüge französischen Lebens. Sich von einem Volke mit solchen und anderen abstoßenden Eigenschaften voll Abscheu wegzuwenden, seine Seelenangewandtheit mit ihm zu wünschen, nun gar, wenn dieses Volk unablässig auf unsere Vernichtung sinn, das nenne ich Haß, und ich möchte wissen, wer solchen verblödeten deutschen Haß verdammen will. Dieser Haß braucht nicht pharisäisch überhebend zu sein; er braucht nicht blind zu machen gegen die besseren Eigenschaften eines Feindes, uns nicht zu berauben der wertvollen Gaben, die ein solchermaßen gehashtes Volk zu bieten vermag; aber er wird uns davor bewahren, in nachlassender Anbetung eines Volkes zu verfallen, dessen Wesenstendenzen uns nicht nur fremd, sondern äußerlich und innerlich feindselig ist. So erklärt, kann sich der Haß gar wohl vertragen mit dem gelassenen Wunsche: Mag es diesem Volke gut ergehen, mag es sich auf seine Art glücklich fühlen und gedeihen, — wenn wir nur nichts aus der Feindschaft mit ihm zu schaffen bekommen. Jedem Deutschen aber, der über den abscheulichen Haß gegen die Feinde Deutschlands, besonders gegen die geliebten Franzosen, hochüberlegen salbadert, unterlasse man zuvörderst auf sein Verhalten gegen die Volksgenossen! Hat er sich gegen diese niemals gehässig, stets so liebevoll wie gegen die Franzosen benommen, dann wollen wir ihn anhören, sonst nicht.

Scherzrätsel.

(Charade.)

Dem Laten wird es, wie die Erste sagt,
Den Mathematikus ganz zu verstehen,
Wenn dieser von der Zwei zu lehren sagt:
"Nie ist es greifbar, kaum kann man es sehn;
Unmessbar winzig ist und beispiellos gering."
Doch wird die Eins und Zwei verbunden richtig,
Ist's ganze dem, der gern nach Hause ging,
Auf Pfadfindern manchmal, äußerst wichtig.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Wurst, Durst.